

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 34

Artikel: Zwei Skizzen

Autor: Egger, Gertrud

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mäusen allein nicht getan. Die eine verschont alle anderen Tiere und befällt nur Nagetiere, zum Beispiel den Hamster. Eine andere lässt sich nur auf Affen übertragen. So findet man hier Ratten, Mäuse, Kaninchen, Meerschweinchen, Hunde, Esel, Hühner, Tauben, Hamster, Affen, Schlangen, Kanarienvögel und allerlei anderes Getier.

Diese Vielfalt weckt eine interessante Diskussion.

Woher, fragt sich wohl oft der Laie, kommt es, daß trotz dem hohen Stand der Wissenschaft es immer noch so viel Krankheiten gibt. Viele Krankheiten, die im Altertum die Menschheit dezimierten, sind fast ausgerottet. Auch viele Tropenkrankheiten, wie das gelbe Fieber, hat man bereits so bekämpft, daß sie heute auf ein ganz geringes Ausmaß zurückgegangen sind. Schafft die Natur denn neue Krankheiten?

Und da sagt der Wissenschaftler „ja“ und die Tiere sind es, die eine Rolle dabei spielen. Heute befällt manche Krankheit nur gewisse Tiere, Ratten, Papageien, Wild, morgen vielleicht ein anderes Tier oder den Menschen. So gibt es Krankheiten, die sich hinauf entwideln. Sie bedrohen erst das niedere, dann das höhere Tier und schließlich passen sie sich an den Menschen an. Heute noch war er verschont, morgen schon kann ihm eine neue Gefahr durch neue Seuchen entstehen. Das ist wichtig für die Wissenschaft und sie muß auch nach diesen neuen, drohenden Möglichkeiten Ausschau halten, um im Notfalle gleich mit der Abwehr zur Hand zu sein.

So ist das Tropeninstitut nicht nur ein Vollwerk gegen die gefährlichen Krankheitsgefahren aus Übersee wie eine Zollbehörde, die nach geplatzten Waren forscht, es ist der große, deutsche Ausguckposten der Wissenschaft, der sein Auge in der ganzen Welt hat und die ganze Welt unter sein Mikroskop legt, um alle die winzigen Wesen zu erkennen und von uns zu verbannen, die uns heimtückisch an unsere Gesundheit wollen.

Mario Mohr.

Zwei Skizzen von Gertrud Egger.

Eine Bergnacht.

Man wünschte als Kind, wie das Bündner „Heidi“ aus der schönen Jugendgeschichte schlafen zu können, unter einer Dachluke über allen Tälern, und mitten im Mondchein.

Die Berghütte, die Euch für eine Nacht aufnimmt, ist sanftrot. Sie liegt nah dem Granit und wird knapp von Wiesen umsäumt. Der ewige Schnee schenkt großen Glanz in den Spätabend hinaus. Die Pracht schwingt sich von Zinne zu Zinne. Grauer werden nach einiger Zeit die Wälder, und steiler erscheinen die Wände vor der eindringenden Nacht. Sie haben riesenhafte Flecken, blauschwarz wie Tinte gegossen vom Kamm zur Sohle. Die Luft ist dünn und fliekt in Wellen. Du liebst ihr Fließen, weil die Wände starren. Stein verhält jede Gebärde außer der gigantischen des „Hier bin ich“. Gestein scheint unerschütterlich trok gewaltiger Wandlung. Luft, Himmel und Wasser sind lösend. Obwohl es Hochsommer ist und heiß noch in diesen Höhen, friest du und wendest dich nach der Hütte. Eure Hütte gibt kein anderes Lager als Stroh. Die Kameradinnen aus dem nordischen Tiefland jubeln. Ihr geistert herum, tanzt, als sei Walpurgis, bis die einzige Kerze jäh erlischt. Tücher sind auf jedes Lager gebreitet. Zum Rissen wird der Rudsad. Die müden Heidemädchen schlafen. Nur du, die Berglerin, wachst. Die Nacht wird kalt. Rauh ist sie nicht. Und nun hebt das große Rauchchen an, ringsum in der geweiteten Stille. Es rauscht wie von strömendem Regen, aber am Himmel reihen Sterne sich. Die Bergwände sind geschwunden. Über der Welt, unirdisch, hat der Firm so viel Glanz, daß er leuchtet um Mitternacht, unter zunehmendem Monde. Du bist hinaufgehoben in die Höhen, hinaus in den Raum, und wenige Dinge sind es, die dich erinnern an Mensch und Gebirge, an freundliches Erleben und das harte und herrliche Bild des versunkenen Tages.

Die rauschenden Bildbäche im Kreis, die flutende Kälte, der Geruch des Strohes, das sind die Dinge. Die Bäche lassen dich nicht schlafen. Du mußt horchen auf den Gleichston, der die Töne dieser Nacht beherrscht in tosender Dumpfheit. Die Kälte durchdringt dich, daß du erzitterst. Im Stroh liegst du wie ein versprengtes Korn. Was tut's? Es gibt schlimmere schlaflose Nächte. Du möchtest diese nicht missen, niemals missen die tiefe Einsamkeit unter Schlafenden.

Bei Tagesanbruch in der Stadt.

Aus dem verhängten Fenster im hohen Haus scheint das Licht gedämpft hernieder. Es gleicht dem Frühmorgen selber. In den Straßen zaudert immer noch die Nacht.

Du bist müde, voll Schlaf, während du durch die Straßen gehst, der tiefgelegenen Stadt zu. Das Licht hinter den Fenstern läßt dich wissen, daß andere gleich dir aus dem Schlaf gerissen wurden, daß sie an die Arbeit eilen nach viel zu kurzer Rast. Heute, morgen, durchs ganze Leben gibt es diese kurze Ruhe. Doch was sollten wir klagen? Wir haben noch Arbeit. Arbeit, du Notschrei von Millionen!

Was wäre unser Leben ohne die stillinnerliche Freude an einer Hyazinthe im Glas, an einem harzdustenden Tannast, ohne frechen Tauwind im Frühling und raschsegelnde, kühne Wolken am Himmel?

Du finnst das, während die Vorstadtgärten zur Rechten und zur Linken stumm daliegen. Endlich erreicht du die Brücke, die zu den Gassen hinunterführt. Auch hier liegt noch Ruhe gebreitet. Der Asphalt glänzt. Im Tram sitzen erst wenige Menschen. Etwa eine Frau mit schweren Marktörben, einem graugrünen Halstuch und mit verfrorenen Mienen. Sie wird daheim in einem ganz kahlen Zimmer leben. Du stellst dir sogar tote Papierblumen zur Seite eines brüchigen Spiegels vor. Du denfst an die Papierblumen und schaust auf die Hände der alten Frau. Die vergaßen ja längst, daß es Grün gibt, Blumen, holde Früchte, und Menschen, die wachsen dürfen, wie eine Pflanze wächst. Die Augen sind wie ausgelöscht. Gehst du auf den Markt, müde alte Frau? So laß mich einen deiner schweren Körbe über die Straße tragen.

Sie sagt im Gehen plötzlich: „Ich habe doch Arbeit. Aber nun sind viele Millionen Menschen ohne Arbeit. Das stand in der Zeitung“. In deiner Erschöpfung denfst du noch so weit vor deine arme Kammer hinaus, du liebe einsame alte Frau.

Wir trennen uns. Fünf Minuten gingen wir zusammen denselben Weg.

Richtige Beleuchtung der Arbeitsräume im Haus.

Eine zweckmäßige Beleuchtung erleichtert die Hausarbeit in hervorragendem Maße. Sie ist vielleicht etwas teuer, aber im Nuheffekt doch billiger als eine schlechte und unzweckmäßige Beleuchtung, die die Arbeit der Hausfrau hemmt, die Augen schädigt und Ärger, ja vielleicht Unfälle oder andere Fehlhandlungen verursacht. Eine gute Beleuchtung ist heute geradezu der Wertmaßstab für die Wohnkultur, die in einem Hause zur Geltung kommt.

Korridore und Treppen werden am besten mit Opalglaslampen beleuchtet. Glühlampen ohne Schutz ergeben ein zu grettes und darum starke Schatten werfendes Licht. Die Winkel erhalten zu viel Schatten, Treppenstufen werden dadurch geradezu gefährlich.

Auch in den Keller gehört bei Vorhandensein von hellen Wänden eine gut lichtfreuende Opalglaslampe, weil bei gleichförmiger Lichtverteilung die günstige Reflexion der Wände wesentlich zur Gleichmäßigkeit der Beleuchtung beiträgt. Ist der Keller dagegen dunkel, so wird man vorteilhafter vom Tiefstrahler Gebrauch machen.